

## **Jubiläumsrede zum 30jährigen Bestehen des Museums in Fritzlar \*)**

Hans Mangold

Dreißigjährigen zum Geburtstag zu gratulieren, ist Sache der Angehörigen und Freunde, Sache der Öffentlichkeit aber erst dann, wenn das Geburtstagskind schon bedeutende Leistungen aufzuweisen hat. Und das ist bei Dreißigjährigen selten.

Um so mehr freue ich mich, heute gleichsam in doppelter Funktion hier zu sein: nämlich einmal als einer der Freunde, die den Weg des Geburtstagskindes schon lange Zeit begleiten und ihm hie und da helfen konnten, zum anderen aber auch, um als einer, der sich in diesem Punkte ein Urteil zutrauen darf, Ihrem Museum vor aller Öffentlichkeit eine bedeutende Leistung zu attestieren und ihm dazu herzlich zu gratulieren!

Denn es hat in der Tat eine erstaunliche Leistung aufzuweisen. Und noch aner kennenswerter ist dabei, daß dies hier wirklich einmal für alle Ebenen der Museumsarbeit gilt, also für das Sammeln und Erhalten, für das wissenschaftliche Forschen und, soweit es die Ur- und Frühgeschichte sowie die Mineralogische Sammlung angeht, für das Ausstellen und die Bildungsarbeit im Hochzeitshaus wie im Patrizierhaus.

Betrachten wir das ruhig einmal etwas näher.

Mein Urteil gilt einmal dem erfolgreichen Sammeln museumswürdiger Objekte auf der Grundlage eines wissenschaftlichen Konzeptes, das – ungeachtet auch der Hilfe von Fachkollegen, insbesondere des Kasseler Landesmuseums sowie des Landesarchäologen und seiner Mitarbeiter – zum wesentlichen Teil hier von den Fritzlarer Museumsgründern und ihren später dazugestoßenen Freunden selbst entwickelt und in die Tat umgesetzt wurde. Sammeln für ein Museum, das kann ja nicht jeder, weil es hohe Sachkunde erfordert, und zwar für jede Fachrichtung des Hauses eine besondere, also immer wieder andere Sachkunde – nämlich für Ur- und Frühgeschichte eine andere als für Fritzlarer Keramik, aber jeweils auch spezielle Kenntnisse für die landwirtschaftliche Abteilung, für die Ofensammlung, die Feierabendziegeln, für altes Handwerk und andere volkskundliche Bestandsgruppen, von der Geologie und Mineralogie mit ihren komplizierten Systematiken gar nicht zu reden! Und wieder einer anderen Sachkunde bedürfen Objektsammlungen zur Stadtgeschichte zum Beispiel, bei denen die Schwierigkeit hinzukommt, die Gefahr zu vermeiden, durch allzu zahlreiche Urkunden das Museum zu einem „begehbaren Buch“ zu machen, nicht zuletzt aber die Gefahr, dunkle Seiten unserer Geschichte zu verschweigen wie z. B. die gezielte Ermordung von Millionen Juden im Nationalsozialismus.

Wenn ich Ihre Aufmerksamkeit auf das hohe Maß an Sachkunde lenke, das für ein Regionalmuseum mit vielen Abteilungen erforderlich ist, so des-

---

\*) Für den Druck leicht überarbeitetes Manuskript eines Vortrags vom 14. September 1986.

halb, weil hier die große Leistung ehrenamtlicher Museumskräfte für mich am augenfälligsten wird.

Denn auch ein Wissenschaftler kann ja nicht auf allen diesen Gebieten fachlich zu Hause sein; der letzte, der es gekonnt hätte, war Leibniz, der geniale Polyhistoriker, aber der starb 1716.

Um wieviel schwerer haben es beim Erwerb so vielfältigen Fachwissens dann erst die Leiter und Mitarbeiter ehrenamtlich geführter Museen! Aber um so höher ist deshalb auch ihre Leistung einzustufen, wenn sie Erfolg haben.

Und spezielle Kenntnisse sind auch für die einwandfreie Pflege und Erhaltung der Bestände, Wissen *und* Methodenkenntnis für das Erforschen und Bestimmen der Objekte notwendig, eine wiederum andere Sachkunde ist für das Ausstellen und die Bildungsarbeit erforderlich, bei denen Museumsdidaktik und -pädagogik eine immer größere Rolle spielen. Kurzum: Ein ehrenamtlich geführtes Museum mit so unterschiedlichen Bestandsarten, wie es beim Fritzlarer Museum der Fall ist, das kann, wenn es nach jahrzehntelanger Arbeit die Anerkennung der Öffentlichkeit und der Fachwelt gewonnen hat, mit Fug und Recht für sich in Anspruch nehmen, Außerordentliches geleistet zu haben.

Und diese Anerkennung, meine Damen und Herren, ist Ihrem Museum zuerst regional, dann überregional in Hessen, dann über Hessens Grenzen hinaus vielfach zuteil geworden! Im Blickpunkt der Museumspraktiker wie der Wissenschaftler stand und steht dabei natürlich in erster Linie die Ur- und Frühgeschichte. Denn seit den ersten Notbergungen durch Hans Heintel in Dillich im Mai/Juni 1947 und nach der Kartierung historischer Ereignisse und erster Veröffentlichungen zur Geschichte Fritzlar und seines Umlandes durch Ludwig Köhler im Jahre 1948 hatten sie und die Mitglieder der späteren Arbeitsgemeinschaft im Zeitraum von nur zehn Jahren – also bis Mitte 1956 – einen bereits museumswürdigen Bestand zusammengebracht. Ihre Energie, Zähigkeit und Ausdauer, vor allem aber ihr Idealismus, waren beispielhaft. Und sind es, wie ich nach mehr als 22jähriger Tätigkeit im Hessischen Museumsverband selbst bei Anlegung eines strengen Maßstabes bezeugen kann, bis heute geblieben. Denn aus der ersten Keimzelle des Museums, die noch in Gegenwart meines Amtsvorgängers im Museumsverband, Landeshauptmann Georg Häring, am 5. Juli 1956 eingeweiht wurde, entstand durch die beharrliche Weiterführung der Sammlungstätigkeit ein immer umfangreicherer vor- und frühgeschichtlicher Bestand, dem nach Größe und Bedeutung zwischen Kassel und Frankfurt heute m. E. kaum ein anderer gleichzusetzen ist.

Niemand, meine Damen und Herren, schafft eine solche Leistung allein.

Aber wir alle wissen, daß sie in erster Linie einem Manne zu danken ist, der von Beginn an neben seinem Hauptberuf die Planung, den Aufbau, die Finanzierung und Ausgestaltung des Museums sich selbst zur Lebensaufgabe gemacht hatte. Es ist: Hans Heintel. Er und seine Freunde haben das Museum Fritzlar zu einem der bedeutenden Regionalmuseen von Hessen ausgebaut. Heintels eigene wissenschaftlichen Beiträge, die Entdeckung vieler Fundplätze und Siedlungen durch ihn, darunter der großen Siedlung aus dem Neolithikum bei Wernswig, seine „Fundberichte aus Fritzlar“, die später in die „Fundberichte aus Hessen“ übernommen wurden, und vieles andere mehr haben seinen Namen in der Fachwelt bekannt gemacht und ihm allseits hohen Respekt eingetragen. Als Initiator der „Stiftung Museum Fritzlar“, die der Trä-

ger Ihres Museums ist, und des „Museumsvereins“ als der Körperschaft, die die aktiven wie die fördernden Museumsfreunde vereinigt, ist Hans Heintel und ist Ihrem Bürgermeister Koch zudem ein Modell gelungen, das der modern gewordenen Aufspaltung von Industriebetrieben in Eigentumsgesellschaft und Betriebsgesellschaft nicht unähnlich ist. Ich halte es (nicht so sehr bei der Industrie, wohl aber im Museumswesen) für eine wegweisende, weil unter bestimmten Voraussetzungen vielfach brauchbare Lösung, die gerade in mittleren und größeren Regionalmuseen Nachahmung verdiente.

Nun war es gewiß ein Glücksfall, daß schon in der Entstehungsphase zu Hans Heintel und Ludwig Köhler andere Engagierte stießen, wie Fritz Rödde, Alfred Klisch, Theo Ziegler, Helmut Busch, Hans Josef Heer, Conrad Hohmann und August Bohley – die die Gründungsmitglieder der Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte im Jahre 1959 wurden –, daß von 1960 bis 1968 Martin Kliem die Führung im Museum übernahm (den Hans Heintel übrigens mit seinem Auto täglich hin- und zurückbringen mußte), ein Glücksfall, daß seit 1961 der Landrat, mein Freund August Franke, dem Verein beitrug und dadurch ein in der Region beachtetes Zeichen setzte, daß 1966 der unermüdliche Egon Schaberick die Mitgliedschaft erwarb und er seit 1968 hauptamtlicher Museumsbetreuer der Stadt war, ein Glücksfall auch, daß Sie, Herr Bürgermeister, zum Bundesgenossen wurden, und last but not least ein Glücksfall, daß Martin Kliem im Jahre 1971 Frau Marianne Schrammel für die Arbeit am Fritzlarer Museum gewinnen konnte, die durch ihre Mineralienausstellungen, durch die Einrichtung der geologischen Abteilung im Patrizierhaus und durch die in Museumskreisen vielbeachtete Ausstellung über das Geleucht des Bergmanns weithin bekannt geworden ist; und ein Glück ist es schließlich, daß der Verein auch heute noch viele aktive Mitglieder hat, die in der Museumsarbeit sowohl wichtige Stützen als auch das Salz in der Suppe sind; ich nenne stellvertretend nur Wolfgang Pause, Rainer Scholz, Dr. Schotten, Georg Strippel, Gerd Wegener, Karl und Hiltrud Burchart, Alfred Marsch sowie Clemens und Dagmar Lohmann.

Was treibt nun Menschen wie Hans Heintel und alle seine Mit-Täter, sich eine so schwierige, zeitraubende, schon vom großen Wissensstoff her anstrengende Aufgabe zu wählen, die nichts einbringt, sondern sogar erhebliche zeitliche und materielle Opfer fordert, eine Aufgabe, der andere Menschen jedenfalls in den Gründungsjahren von Museen oft ohne rechtes Verständnis gegenüberstehen?

Diese Frage ist hier um so berechtigter, als es sich ja nicht primär um landläufige Kostbarkeiten und Antiquitäten handelt, hinter denen heute viele her sind, sondern um Scherben, steinerne Faustkeile, andere unscheinbare Fundstücke aus unterschiedlichen Gesteinsarten, um uralte Knochen, um das Ausgraben von Urnengräberfeldern, Steinkistengräbern und so fort, daneben um bronzene oder eiserne, in beiden Fällen aber längst unansehnlich gewordene Reste von Werkzeugen, Waffen, Geräten, Gewandnadeln usw. – und auch seit der Hinzunahme der volkskundlichen Sammlungen überwiegend oder durchweg um Dinge, die man im normalen bürgerlichen Alltag nicht in seiner Wohnung zu haben pflegt.

Ja, was treibt sie, unsere Museumsleute?

Ich werde mich hüten, hier psychoanalytische Fragen an Hans Heintel und seine Mitstreiter zu stellen.

Aber Antwort – oder vielleicht Antworten verschiedenster Art – müssen wir ja eigentlich auch erhalten, wenn wir die Geschichte der Museen etwas genauer in den Blick nehmen. Beschreiten wir heute also einmal diesen Weg.

Seit wann gibt es überhaupt Museen? Und wann entstanden die ersten Heimat- und Regionalmuseen? Was waren die Motive ihrer Gründungen? Wie haben ihre Funktionen und ihr Aussehen sich im Laufe der Jahrzehnte verändert? Welche Aufgaben stellen sich die Museumsleute heute selbst, und welche Aufgaben stellt ihnen der Staat, welche stellen ihnen die Gesellschaft, die Kommunen, die Kirche, die Wissenschaften? Gibt es irgendeinen Konsens darüber?

Um Sie, liebe Freunde des Fritzlarer Museums, nicht bis ins alte Rom, nicht einmal zu einer genaueren Betrachtung der berühmten Kunst- und Wunderkammern des 16. und 17. Jahrhunderts zurückzuführen, sondern mit dem 18. Jahrhundert, genauer gesagt einige Jahrzehnte vor der Französischen Revolution, beginnen zu können, darf ich mich für die vielen Jahrhunderte davor auf wenige Hinweise beschränken.

Gesammelt, um Interessantes, Erinnerungswürdiges, Absonderliches und Schönes aufzuheben, um Reichtümer und Kostbarkeiten anzuhäufen, wurde offenbar schon immer. Beobachtet man, was Kinder sammeln, die noch nicht von den Eltern oder Lehrern dazu angeregt worden sind, erkennt man auch den in aller Regel angelegten Maßstab des „Kostbaren aus Qualität oder Rarität“ (wobei wir Älteren wissen, wie abenteuerlich in einem einzigen Menschenleben die individuelle Vorstellung, was qualitativ sei, sich verschieben kann).

Von einer Systematik der Sammlungstätigkeit aber kann man wohl erst von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an reden, in der die „Kunst- und Wunderkammern“ der europäischen Fürstenhöfe entstanden, die dem Bedürfnis der Renaissance nach neuer Welterklärung und Deutung Ausdruck gaben. Die Kunst- und Wunderkammern waren schon eine Art „Spiegel der Welt“, in denen die mit Akribie, Leidenschaft und vor allem neuer Systematik gesammelten Objekte die Welt, ihre Wirkkräfte, ihren Aufbau und ihre Wunder verkörpern sollten.

Die sich bald darauf im 17. Jahrhundert vollziehende Loslösung der modernen Naturwissenschaften von ihrer bisherigen Mutter, der Philosophie, und die sich dadurch ergebende neue Systematik einer nunmehr streng mechanischen, kausalen und mathematischen Naturerklärung hat die alten Kunst- und Wunderkammern zerstört. Zurück blieb das Prinzip der Spezialisierung, blieb in der Kunst z. B. die Trennung in Gemäldegalerien, antike Skulpturen, Grafikabinette, kunsthandwerkliche Sammlungen.

Die „Wunder“ aber wurden abgezogen oder wanderten in einschlägige Spezialmuseen.

Rational zu denken hat der Mensch seitdem gelernt, aber ob „die Schau auf das Ganze und Eine der Welt“ ihm darüber nicht verlorengegangen ist, darf man gewiß fragen. Ich komme später darauf noch zurück.

Mit der Trennung von Kunst und Naturwissenschaften wie auch von Wissen und Glauben – deren verbindende Brücke, an die noch die Scholastik glaubte, Kant mit seiner Kritik der reinen Vernunft endgültig zerschlagen hat – sind wir im 18. Jahrhundert angelangt, das einen weiteren wichtigen Schritt zum öffentlich zugänglichen Museum bringen sollte.

Aufklärung und Naturrecht, die Entdeckung des Menschen als Individuum, das eine eigene Würde habe und dem sehr bald auch Grundrechte zugestanden werden sollten, kulminierten historisch gewiß in der Französischen Revolution. Aber schon einige Jahrzehnte vorher, nämlich 1753, war das Britische Museum in London der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden und hatte 1779 Landgraf Friedrich II. von Hessen-Kassel seine Sammlungen und die Bibliothek im eigens dafür erbauten Museum Fridericianum dem interessierten Publikum geöffnet. Ihnen folgte nach der Französischen Revolution auf der vom Enzyklopädisten Diderot geschaffenen Basis der Beschluß, im Louvre ein jedermann zugängliches „Kulturdenkmal der französischen Nation“ zu begründen. Anfang des 19. Jahrhunderts kam dann die entscheidende Phase, in der sich das Museum als *öffentliche* Institution zur *Belehrung* entwickelte.

Das hatte bedeutsame Folgen.

Nämlich für die großen Museen die Eingliederung in die staatliche Organisation, die Erörterung der Museumsfunktionen, den Aufbau von museums-eigenen Verwaltungsapparaten, Bibliotheken und Forschungsmöglichkeiten, die Entwicklung von Ausbildungsrichtlinien, Auswahl-, Aufstellungs- und Hängungsprinzipien, was zugleich die Lösung kunstgeschichtlicher, konservatorischer und didaktischer Fragen voraussetzte.

Die schon früher maßgebenden Sammlungsgesichtspunkte des Kostbaren aus Qualität oder Rarität bzw. der Legitimation des Fürsten und des Staates durch kulturelle Schaustellung wurden auf diese Weise zunächst durch immer stärkere Wissenschaftlichkeit, Systematisierung der Sammlungen, auch unter naturwissenschaftlichen und technischen Aspekten, ergänzt.

Kurz: Nach der Französischen Revolution und den ihr folgenden, ganz Europa erschütternden Ereignissen wurden die Museen mehr und mehr öffentlich, um den Bürgern Teilhabe an Kunst, Wissenschaft und dem allgemeinen Geistesleben zu ermöglichen.

Gefördert wurde dies durch einen weiteren Umstand: Die Eroberungen der Revolutionskriege, die Enteignung des Kunstbesitzes von Kirchen, Klöstern und Schlössern nach der Revolution in Frankreich und nach der Säkularisierung in Deutschland machten riesige Sammlungsbestände mobil. Das führte zu neuer Sammlungsleidenschaft sowohl im Bürgertum als auch bei den überall entstehenden öffentlichen Museen. Auf diese Weise und durch die immer speziellere wissenschaftliche Systematisierung entstanden im 19. Jahrhundert neue Museumstypen für bisher vernachlässigte Gebiete und Epochen; 1849 z. B. mit dem ethnographischen Museum in Kopenhagen der Typ des *Völkerkundemuseums*; 1852 mit dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg der Typ des *Kulturhistorischen Museums*; ebenfalls 1852 mit dem Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz der Typ des *archäologischen Museums*; 1857 mit dem Victoria and Albert Museum in London der Typus des *Kunstgewerbemuseums*.

Entsprachen diese neuen Gründungen im wesentlichen dem erwachten Interesse des Bildungsbürgertums auf der einen und neu entdeckten Spezialisierungsmöglichkeiten wissenschaftlicher Disziplinen auf der anderen Seite, so ergab sich eine auch politisch besonders bedeutsame Erweiterung durch die *Volkskundemuseen*, deren Entwicklung von Skandinavien ausging. Auf sie komme ich gleich, will aber noch erwähnen, daß nach der Anregung Goethes

zur Gründung eines naturwissenschaftlichen Museums in Frankfurt, der das Senckenberg-Museum seine Entstehung verdankt, überall in Deutschland auch naturwissenschaftliche Abteilungen oder Museen gegründet wurden.

Doch sollten wir, bildungspolitisch gesehen, eins nicht vergessen: Wirklichen Gewinn von den Museumsbeständen, die damals noch höchst sparsam beschriftet und kaum jemals erläutert waren, hatte auch im 19. Jahrhundert nur derjenige, der die Objekte, ihre zeitliche Entstehung und Funktion wie auch ihre Qualität bereits kannte oder wenigstens rekonstruieren konnte. Das aber war meist der „gebildete Bürger“. Die Museen waren bei aller neu gewonnenen Wichtigkeit für die *Visualisierung und Diskussion wissenschaftlicher und künstlerischer Qualitätsmaßstäbe* – eine m. E. zeitlose Museumsaufgabe – überwiegend „Bewahranstalten für kostbare Antiquitäten“, die zwar der Schicht der Gebildeten, also in der Hauptsache dem Bürgertum, höchst nützlich waren, aber für die breite Masse der Bevölkerung noch kaum Bildungsfunktionen entfalten konnten.

Darin trat erst im 20. Jahrhundert ein grundlegender Wandel ein. Nachdem sich schon in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die wissenschaftlichen Disziplinen der Volkskunde durch Zeitschriften, Spezialmuseen und Lehrveranstaltungen an den Universitäten etabliert hatten, entwickelte sich seit Anfang des 20. Jahrhunderts eine Art von lokal ausgerichteten Museen, die sich zum Ziel setzten, die Denkmäler der heimischen Natur und Kultur zu sammeln, um sie zu erhalten, sie im größeren Zusammenhang und in ihren Beziehungen zueinander zu erforschen sowie der Schule und der Volksbildung nutzbar zu machen. Ich spreche von der Entstehung unserer Heimatmuseen. Der demokratische Grundgedanke, Aufbruchsideologien und Bildungsoptimismus – wie sie sich z. B. in Jugendbewegung und Arbeiterbildungsvereinen ausdrückten – sind als Motoren dieser neuen Einrichtungen dabei einerseits ebensowenig zu übersehen wie andererseits die Indienstnahme patriotischer, ja nationalistischer Überzeugungen für die neue Museumsart. Es wuchs bei vielen Gruppierungen die Erkenntnis, daß in unseren Museen die Vergangenheit visuell als Gegenwart erlebbar wird und dadurch wichtige Beiträge zur Volksbildung, zum besseren Geschichtsverständnis, ebenso aber zur „nationalen“, „völkischen“ oder sonst tendenziellen Manipulation der Besucher, aber schließlich auch zur individuellen Aneignung von Qualitätsmaßstäben und zur Chancengleichheit im Bildungswesen geleistet werden können.

Wenn wir uns der Gegenwart zuwenden, stellen wir fest, daß der Begriff „Heimatmuseum“ noch immer häufig gebraucht wird, daß er aber in den „Grundlinien eines Konzepts der Hessischen Museumsentwicklung“ und zumeist auch im Sprachgebrauch des Hessischen Museumsverbandes vermieden wird. Wir haben ihn aus vielen Gründen seit langem durch den Begriff „Regionalmuseum“ ersetzt. Das geschah nicht, weil „Heimatmuseum“ nach Blut und Boden, schwärmerischer Bauernfolklore oder heiler Welt riechen könnte. Wichtiger war die Erwägung, daß der Begriff „Heimat“ vieldeutig, oftmals sogar schillernd geworden ist, daß er nach der Vertreibung von Millionen Deutschen aus ihrer Heimat in den Ostgebieten neu durchdacht und insbesondere darauf abgeklopft werden muß, ob er für unsere *Identität* als Deutsche, als Bundesbürger, als Hesse, als Bewohner einer bestimmten Stadt – wie z. B. Fritzlar – oder Region noch wirklich etwas bedeutet oder für das bessere Selbstverständnis der Bürger fruchtbar gemacht werden kann.

Dahinter steht die Auffassung, daß alle unsere Museen, die großen, hauptamtlich-wissenschaftlich geführten wie auch unsere zumeist noch ehrenamtlich geleiteten Regionalmuseen einen immer wichtiger gewordenen *bildungspolitischen Beitrag zur Kultur unseres demokratischen Gemeinwesens* leisten können und in der Lage sind, zur Förderung eines kritischen Geschichtsbewußtseins und zum Selbstverständnis der Menschen eines Dorfes, einer Stadt oder einer bestimmten Region Wesentliches beizusteuern.

Wie unentbehrlich dies gerade in unserer Zeit geworden ist, sehen wir daran, daß neben den herkömmlichen kulturgeschichtlichen, kunsthistorischen und naturwissenschaftlichen Aspekten neuerdings immer stärker auch den ökologischen, wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Zusammenhängen Beachtung geschenkt wird. Ereignisgeschichte wird mehr und mehr von Strukturgeschichte ergänzt.

Und hier, meine Damen und Herren, wird das, was viele ehrenamtliche Museumsleute motiviert und antreibt, wird auch die Pionierfunktion modern aufgefaßter und gestalteter Regionalmuseen sichtbar. Sie nämlich können die Isolierung der wissenschaftlichen Museumsdisziplinen und ihre strenge Spezialisierung überwinden. Wie Sie wissen, unterscheiden z. B. Kunstmuseen meist zwischen Antikensammlung, Gemäldegalerie Alter Meister, Galerie Neuerer Meister, Gegenwartskunst, Kunsthandwerk, Skulpturensammlung, Kupferstichkabinett usw. – folgen also in solcher Gliederung den wissenschaftlichen Fächern und Unterfächern der Universitäten. Regionalmuseen aber brauchen diese Disziplinierung und Spezialisierung nicht streng innezuhalten, sondern können, ja müssen am konkreten Beispiel ihres Ortes und ihrer Region deren Entwicklung, die sie umgebende Natur, die Wandlungen der Wohnformen und der gesellschaftlichen Verhältnisse, die politischen Schicksale ihres Dorfes, die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte *grenzüberschreitend* darstellen, sie an einzelnen Zünften, Handwerksmeistern, Betrieben, Produktionsformen usw. festmachen. Sie können ebenso die dunklen Zeiten ihres Ortes behandeln, können z. B. den inneren Zusammenhang zwischen Katastrophen der Kartoffelfäule im vorigen Jahrhundert und den Auswanderungswellen aus Hessen nach Amerika und in andere Kontinente aufzeigen. Kurzum: Das Regionalmuseum kann den Blick auf „das Ganze und Eine der Welt“ wagen, um am *konkreten* Beispiel des eigenen Ortes und der Region zum Selbstverständnis der hier lebenden Menschen beizutragen. Ich halte das bildungspolitisch für ganz unverzichtbar. Lassen Sie es mich einmal etwas anders ausdrücken: Im Regionalmuseum kann man verdeutlichen, daß an jedem Ding der Welt, auch noch am geringsten, *pars pro toto*, die vielen verzahnten und tiefgreifenden Zusammenhänge des Lebens, aber auch seine Schatten und Leidenswege, nicht minder seine Schönheiten und Geheimnisse aufgezeigt oder doch wenigstens spürbar gemacht werden können. Allerdings: Nicht stupide Anhäufung von Objekten, sondern Auswahl weniger exemplarischer Dinge, an denen die ihnen innewohnende *vielfältige* Funktion und historische Bedeutung auf unterschiedlichsten Ebenen klargemacht werden kann, ist zu fordern!

Michael Stürmer nannte den VW als Beispiel, denn an einem einzigen Exemplar lasse sich im Museum vieles aufzeigen, so die Bedeutung des Autos als technisches Phänomen, die Massenmotorisierung, das VW-Sparen, das zu Kübelfahrzeugfabriken für den Krieg geführt habe, die Bedeutung des Begrif-

fes „Volk“ und was es im Nazireich hieß, *kein* Volksgenosse zu sein, die sprunghaft gestiegenen Produktionszahlen nach dem Kriege usw. Und ich füge hinzu: Auch die Umweltprobleme des Straßenbaus, die Verkehrssorgen der Städte, die Kompensation der Auspuffgase eines VW von 40 000 km Fahrstrecke durch einen Baum erst in 30 Jahren z. B. – „Identität“ hat unendlich viele Ansätze – Museen müssen sie nur finden! Hier in diesem Raum für Vor- und Frühgeschichte denke ich z. B. daran, daß dieselben Sternbilder, zu denen wir in der Nacht aufschauen, sich in gleicher Weise schon in den Augen des Neandertalers, in den Augen von Platon und von Jesus gespiegelt haben; auch dies ein Gedankensplitter zum Museum als Spiegel der Welt, zum Menschenbild und zum Begriff der Identität.

Ich denke, unsere Regionalmuseen sind längst zu Kristallisationspunkten regionaler Identität, also des besseren Selbstverständnisses der Menschen ihrer Einzugsbereiche, geworden. Und sie werden an Bedeutung in dieser Beziehung noch erheblich gewinnen.

Da sie bei uns gottlob keiner zentralen Steuerung oder Zensur unterliegen, reflektieren sie zugleich die Meinungsvielfalt unserer pluralistischen Demokratie und den sich daraus ergebenden geistigen Dialog.

Gleichwohl meine ich, daß wir erst am Anfang der Entwicklung stehen, wenn die ersten Schritte in die richtige Richtung auch schon getan sind.

Hatten im 19. Jahrhundert und auch noch in der Weimarer Republik unsere „Heimatismuseen“ oder Regionalmuseen ganz überwiegend eine Funktion, die zwischen patriotischer Identifizierung und Vermittlung eines modernen Geschichtsbewußtseins lag, so verstehen wir ihre Aufgabe heute kulturell wie politisch wohl ganz überwiegend in der bereits skizzierten Hilfestellung für Bürger aller sozialen und Altersschichten, besser zu einem geschichtlich untermauerten kritischen Selbstverständnis zu finden, das die Erkenntnis einschließt, daß der Mensch Geschichte gemacht, zumeist aber erlitten hat, von der Ausbeutung in allen ihren Formen über die Opferung in Schlachten bis zur Vernichtung von Minderheiten.

Ich frage mich z. B., ob Museumsleiter heute, vierzehn Jahre vor der Jahrtausendwende, nicht auch daran denken müssen,

- daß wir seit 1914 im Jahrhundert der abenteuerlichsten Verwandlungen der Erde leben, so der Heraufkunft und Ausbreitung des Sowjetkommunismus, der faschistischen Liquidation humaner Aufklärungsideen, der Menschenvernichtung durch den Nationalsozialismus und seines barbarischen sozialdarwinistischen Herrschaftsanspruchs?
- daß seit 1918 auf dem Erdball etwa 100 Staaten neu entstanden sind?
- oder daß die Menschheit sich trotz vielseitiger Methoden der Empfängnisverhütung in unvorstellbarer Weise vermehrt und dadurch auch für uns im Reflex immer größere Probleme entstanden sind und weiterwachsen?
- daß sich dagegen die Zahl der Pflanzen- und Tierarten auf der ganzen Welt ständig verringert?
- daß die Raketentechnik, die Weltraumfahrt seit der Mondlandung, daß die Computerisierung, die unsere Existenz bis in die Schulklassen hinein erfaßt hat, daß die Entfesselung und vorerst überaus fragwürdige Bändigung der



Atomkraft unser ganzes Leben verändert und vor eine „kulturelle Herausforderung ohnegleichen“ gestellt haben,

wie es Eugen Kogon in seiner Dankansprache zur Verleihung des ersten hessischen Kulturpreises 1982 ausdrückte?

Einiges von alledem, das von Bedeutung ist für unsere Identität als Deutsche, als Bürger eines demokratischen und sozialen Rechtsstaats, für ein neuzeitliches, vom Christentum und Humanismus und freiheitlichem Sozialismus – oder einfacher: von mitmenschlicher Solidarität – geprägtes *Menschenbild*, das kann, ja muß auch in unseren Museen wenigstens spürbar oder behandelt oder abrufbar sein. *Auch Tschernobyl und Geigerzähler gehören ab morgen dazu!* Videotheken, elektronisch abrufbare thematische Dia-Serien und Filme werden uns dabei helfen und in zwanzig Jahren – ich wage das zu prophezeien – selbstverständlich sein. Auch hier ist der Anfang übrigens schon gemacht, denken Sie nur an die großen Tonbildautomaten im Historischen Museum zu Frankfurt, an die audiovisuelle Einführung in die Geschichte Schlüchterns und der Sammlungen im Bergwinkel-Museum oder an den Eindruck, den in der Jüdischen Abteilung des Viernheimer Museums der feierliche Gesang des Rabbiners in der Synagoge in uns erzeugt, den man dort durch Einschalten des Bandgerätes hören kann.

Sie sehen, meine Damen und Herren, solange es Museen gibt, wandeln sie sich. Ich glaube, sagen zu dürfen, daß sich gerade die Regionalmuseen in Hessen dessen seit langem bewußt sind, und freue mich vor allem, darüber, daß sie nicht das Schlußlicht der musealen Entwicklung bilden, sondern viele von ihnen inzwischen in der Spitzengruppe mitmarschieren! Das Museum Fritzlar ist – vor allem mit seiner großartigen ur- und frühgeschichtlichen Abteilung und manchen anderen Sammlungsbereichen – dafür ein hervorragendes Beispiel. Dazu gratuliere ich von Herzen. Der Weg dieses Museums ist aber noch nicht zu Ende, sondern wird weiter aufwärtsgehen. Und dazu wünsche ich Ihnen allen, insbesondere denen, die die Arbeit in diesem Museum leisten, weiterhin Glück und Erfolg!